



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Speyer, Otto: Zum Gedächtnis Victor Emanuels : († den 9. Januar 1878) :  
(Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Zum Gedächtniß Victor Emanuels.

(† den 9. Januar 1878.)

Von Otto Speyer.

(Schluß.)

Die nationale Einheit Italiens, deren nahe Verwirklichung noch Massimo d'Azeglio für einen schönen Traum erklärt hatte, war zur vollendeten Thatsache geworden. Ein in der Weltgeschichte fast unerhörtes Glück hatte die Bestrebungen des italienischen Volkes und seiner Leiter begünstigt. Die Ära der Revolutionen und Kriege war beendet; der Tempel des Janus blieb für Italien bis zum Tode Victor Emanuels geschlossen. Die innere Geschichte dieser sieben Jahre, die unablässig mit mehr oder weniger Geschick und Erfolg gemachten Anstrengungen, die äußerlich geeinten Landestheile auch innerlich zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, die Kämpfe der Parteien, der heimliche oder offene Krieg mit der unveröhnlichen römischen Curie, die finanziellen Nothstände, das Verhalten des neuen Staates den anderen Mächten und den Europa in dieser letzten Zeit bewegenden Fragen gegenüber: alles das liegt außerhalb des Rahmens dieser Skizze. Es genüge, wenn wir hervorheben, daß Victor Emanuel auch in Friedenszeiten stets nur das Wohl seines Landes im Auge hatte, daß er ein Vater seines Volkes, daß er vor allem das Muster eines constitutionellen Königs war. Als im Frühling des Jahres 1876 die von Anfang an ununterbrochen herrschende Rechte der Kammer — die bei uns freilich schon eine Linke sein würde — eine parlamentarische Niederlage erlitt, berief er ohne Zögern ein Ministerium, das zum großen Theile aus ehemaligen Republikanern zusammengesetzt war. Keinem der mehr als hundert Minister, die Italien von 1860 bis 1878 verbraucht hat, hat er sein Amt schwer gemacht, seine freie Thätigkeit verkümmert, gegen keinen heimlich intrigirt, mochte er ihm so bequem und sympathisch sein wie der gewandte und schmiegsame Advocat Rattazzi oder so unbequem und unsympathisch wie der eiserne Baron Ricasoli. Massimo d'Azeglio sagte, es sei ein wahres Vergnügen, als Minister mit ihm zu thun zu haben. Aber man glaube nicht, daß er seine Rätthe gleichgiltig hätte schalten lassen, ohne sich selbst um die Regierungsgeschäfte zu kümmern. „Er läßt uns gehen,“ sagte Cavour einst, „und wenn wir uns gehörig hineingeritten haben, bezeichnet er mit einem Worte den Ausweg, und immer den rechten.“ (Egli ci lascia andare, ma quando ci siamo ben bene imbarbugliati, con una sola parola egli trova il bandolo, e sempre il giusto.)

Victor Emanuel neigte, französisch gebildet und erzogen, später mit Napoleon befreundet und verschwägert, ungleich mehr nach dem stammverwandten Frankreich, als nach dem wenig gekannten und schon um des altverhaßten Namens der Tedeschi willen unsympathischen Deutschland hinüber. Seit 1870 wurde das allmählich anders. Der Fall der napoleonischen Dynastie, die schwankenden Zustände in Paris, die für Italien so bedrohliche Herrschaft des Ultramontanismus wandte seine wie seiner Staatsmänner Blicke mehr nach dem Norden, wo sich ihnen in dem neuen deutschen Reiche ein mächtiger Bundesgenosse mit vielfach verwandten Schicksalen, Strebungen und Interessen darbot, mit dem keinerlei Collision und von dem kein anmaßendes und lästiges Protectorat zu fürchten war. Die nicht ohne schwere Ueberwindung angetretene Reise nach Berlin im Sommer 1873, der Besuch Kaiser Wilhelms in Mailand im Herbst 1875, sowie die der beiden Kronprinzlichen Paare diesseit und jenseit der Alpen führten dann auch zu einer persönlichen Annäherung der Herrscherfamilien, die zwischen den Thronfolgern zur wirklichen Freundschaft reifte. Der Verkehr zwischen unserm Kaiser und der italienischen Königsfamilie in Mailand trug einen Charakter der Herzlichkeit und Innigkeit, wie ihn die bisherigen Beziehungen kaum hätten erwarten lassen. „Wöchten wir und unsere Söhne nach uns stets Freunde bleiben!“ rief der Kaiser aus, und der König gab seiner aufrichtigen Freude in einer Depesche an den deutschen Kronprinzen Ausdruck. In dem Telegramm, das der zurückkehrende Kaiser von Bozen aus an seinen königlichen Wirth sandte, hieß es: „Unsere Begegnung war ein Moment von historischer Bedeutung, weil wir Beide von der Vorsehung an die Spitze von Nationen gestellt sind, die nach langem Kampfe ihre Einheit errungen haben.“ Des Königs Antwort umschrieb in anderen Worten denselben Gedanken. —

Das 29. Regierungsjahr des Königs nahte seinem Ende; 58 Jahre alt, stand er noch in der Vollkraft der Männlichkeit. Wie gewöhnlich, hatte er auch 1877 das Weihnachtsfest zu Turin im Kreise seiner morganatischen Familie verlebt. Aber schon auf dem Heimwege hatte er sich unwohl gefühlt: Appetit- und Schlaflosigkeit, Neigung zum Frösteln, alles bei dem kräftigen, abgehärteten Manne höchst ungewöhnliche Erscheinungen, wollten nicht weichen. Einen heftigen Fieberanfall auf der Rückreise coupirte er, wie schon öfters in ähnlichen Fällen, mit einer starken Dosis Chinin. In Rom angelangt, zog er sich, bei rauhem Wetter längere Zeit am offenen Fenster verweilend, eine starke Erkältung zu. Am 4. Januar fühlte er sich ernstlich unwohl; sein Leibarzt fand die Symptome bedenklich genug, um den Professor Boccelli zuzuziehen und am folgenden Tage den berühmten Arzt Dr. Bruno aus Turin telegraphisch herbeizurufen. Dieser fand eine entwickelte Pleuropneumonie beider Lungen vor, mit Erscheinungen complicirt, die ihn anfangs auf ein Malariafieber schließen ließen,

wie sich aber später herausstellte, einer durch Frieselausschlag charakterisirten, in Italien unter dem Namen Miliare bekannten und verrufenen Form des Typhus angehörten.

Sobald die Krankheit als lebensgefährlich erkannt war, nahm der Ministerpräsident seine Wohnung im Quirinal. Die Kinder des Königs: die Prinzessin Clotilde, die Königin Maria Pia von Portugal und der Herzog von Aosta wurden telegraphisch von dem Zustande ihres Vaters benachrichtigt; der Kronprinz Humbert war bei ihm, doch gaben die Aerzte noch am 7. und selbst am 8. Januar die Hoffnung nicht auf. Aber im Volke war das Vorgefühl des nahen Verlustes allgemein. Dichte Massen umlagerten den Palast, begierig auf jede Kunde lauschend; flüsternde Gruppen bildeten sich an den Straßenecken, die veröffentlichten Bulletins lesend und commentirend.

Der König war kein folgamer Patient. Gegen den Rath der Aerzte setzte er einen zweimaligen Aderlaß durch, der wohl nur, wie einst bei Cadour, dazu diente, sein Ende zu beschleunigen. Am frühen Morgen des 9. war der Ausgang entschieden. Dr. Bruno theilte es dem Kranken mit, der die Nachricht mit großer Fassung empfing und nach den Sterbesacramenten verlangte. Sein Großalmosenier, Kanonikus Anzino, begab sich nach der nahen Pfarrkirche Santi Vincenzo und Anastasio, deren Pfarrer ihm die Hostie übergab, nachdem der Cardinalvicar vorher das Interdict vom Quirinal genommen hatte. Er hatte dabei, wie er später erklärte, den Widerruf des excommunicirten Königs als unzweifelhaft vorausgesetzt, da sonst kein Priester von dem großen Kirchenbanne absolviren könne. Anzino aber hatte den König schon früher, als er in San Rossore bei Pisa todkrank darniederlag, auf Erlaubniß des Erzbischofs von Pisa hin absolvirt und erachtete sich so diesmal ohne weiteres dazu berechtigt.

Zwischen der bigotten Hofaristokratie und dem Vatican bestanden die intimsten Beziehungen. Der Papst wußte genau, wie es mit dem Könige stand, und hatte schon bei Tagesanbruch seinen Sacristan, Monsignore Marinelli, gesandt, um den König als Bedingung für seine Absolution schriftlich zum Widerruf seiner Thaten und speciell der Annexion Roms zu veranlassen. Aber der Prälat wurde nicht vorgelassen, und ein zweiter, den der Papst am Nachmittage schickte, fand den König nicht mehr am Leben. Da dictirte der Papst selbst ein Communiqué, das im Osservatore romano erschien, ehe Anzino noch dem Cardinalvicar Bericht über den Verlauf der Ceremonie abgestattet hatte. Der König, hieß es darin, habe vorher um Verggebung des Unrechts gebeten, dessen er sich gegen den heiligen Stuhl schuldig gemacht habe. Auf Verlangen König Humberts strafte Anzino diese Nachricht ausdrücklich Lügen; auch weigerte er sich, dem Cardinalvicar wie dem Papste gegenüber, das Beichtgeheimniß zu verlegen. Außerhalb der Beichte habe Victor Emanuel erklärt: „Ich sterbe als Katholik.

Ich hatte stets eine besondere Zuneigung und Ergebenheit für die Person Seiner Heiligkeit und bedaure es, wenn ich durch irgend eine meiner Handlungen dem heiligen Vater persönlich Mißvergnügen bereitet habe. Aber bei Allem, was ich that, hatte ich stets das Bewußtsein, meine Pflicht als Bürger und Fürst zu erfüllen und mich dadurch in nichts gegen die Religion meiner Väter zu vergehen.“ So hatte die Curie auch dem sterbenden Könige gegenüber den Proceß verloren, und die krampfhaften Anstrengungen, denselben als einen gewonnenen darzustellen, brachten ihr nur Spott und Verachtung.

Der König hatte den Kronprinzen und dessen Gemahlin an sein Lager rufen lassen. Seine letzten Worte an den Sohn waren: „Ich empfehle dir Festigkeit, Liebe zum Vaterlande und der Freiheit.“ Dann wurde die tiefe Stille nur noch einmal durch den Ruf des Sterbenden: Die Kinder! Die Kinder! und durch das Schluchzen der im Zimmer Knieenden unterbrochen. Der König, bei vollem Bewußtsein, war ruhig und gefaßt. „Er starb wie ein Held.“ Um halb drei Uhr war der kurze Todeskampf zu Ende; Dr. Bruno drückte dem Entseelten die Augen zu und rief laut: „Der erste König von Italien ist gestorben!“ Es war genau ein Lustrum nach dem Tode seines Freundes, des Exkaisers Napoleon in Chislehurst.

Gegen vier Uhr verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Der Eindruck war ein ungeheurer. Das Volk stand dem Ereigniß fassungslos, wie betäubt gegenüber. Nicht nur Weiber und Kinder, auch ernste Männer weinten laut. Und als der Telegraph die Todespost über die ganze Halbinsel trug, erhob sich eine Wehklage von den Alpen bis zum Aetna, und eine Nationaltrauer folgte, so allgemein, so tief, so echt und würdig zugleich, daß sie das ganze zuschauende Europa mitergriff. „Heute,“ konnte ein italienisches Blatt mit Recht ausrufen, „gibt es keine Hütte und keinen Palast zwischen Alpen und Meer, in dem nicht die Worte: ‚Victor Emanuel ist todt!‘ ein tiefschmerzliches Echo hervorriefen.“ „Italien betrauert ihn, wie nie ein König betrauert worden ist.“ Und dasselbe Echo erklang in allen Tonarten in der italienischen Presse aller Partischattirungen. Selbst die klerikalen Blätter äußerten sich theilnehmend — ohne Zweifel auf höheren Befehl. Den Schmerzenslauten Italiens antwortete ein mächtiger Wiederhall von jenseit der Grenzen des Königreichs, zumal aus unserm Vaterlande. Nur die ultraklerikale und reactionäre Presse, wie die „Germania“, das Wiener „Vaterland“, der Univers und verwandte Geister machten „den Werkzeuge der kosmopolitischen Revolution“ gegenüber eine Ausnahme.

Inzwischen waren die Familienglieder mit Ausnahme der Prinzessin Clotilde und die Vertreter der fremden Höfe, unter ihnen der Erzherzog Rainer und der deutsche Kronprinz eingetroffen. Daß der erstere, ein naher Verwandter

des Königshauses, dem Begräbniß beizuwohnen kam, erregte kein Aufsehen, wenn auch seine Anwesenheit, gleichsam als Symbol der vollen Veröhnung zwischen Oesterreich und Italien, mit Beifall aufgenommen wurde. Desto tieferen Eindruck machte es auf die italienische Nation, daß der Erbe des deutschen Reiches persönlich gekommen war, seinem Freunde, dem neuen Könige, die Theilnahme seines kaiserlichen Vaters und des deutschen Volkes zu beweisen. Vom Könige wie vom Volke mit lebhaften Sympathie-Bezeugungen empfangen, legte er an der Leiche Victor Emanuels, die inzwischen in der *chambre ardente* aufgebahrt war, im Namen des deutschen Kaisers einen goldenen Lorbeerkranz nieder. Kein religiöses Symbol schmückte den schwarz ausgeschlagenen Traueraal, kein Priester wachte bei der Leiche. Dagegen fluthete eine endlose Menge von Personen jedes Standes, Alters und Geschlechtes — nicht weniger als 146 000 in den paar Tagen — aus und ein, um einen letzten Blick auf die sterbliche Hülle des verehrten Königs zu werfen.

Das Erbbegräbniß der Könige von Sardinien war die Grufkirche der *Superga*, deren Rundbau hoch vom Gipfel der nahen Hügelkette auf ihre alte Hauptstadt herabschaut. Dorthin sollten auch Victor Emanuels Reste gebracht werden. Als aber ein römisches Blatt hervorhob, daß der König von Italien in der Reichshauptstadt ruhen müsse, damit sein Grab dem Vaterlande heiliger sei und die ganze Nation sich um ihn versammle, erkannte König Humbert sofort die Wichtigkeit des Gedankens und beschloß, trotz des Einspruchs der Turiner und seiner nächsten Verwandten, die Beisetzung in Rom.

Es gelang, den Papst dahin zu bringen, daß er das Begräbniß im Pantheon bewilligte, trotz des Widerspruches der intransigenten Cardinäle. Dagegen setzten es die letzteren durch ihre Vorwürfe und Drohungen bei dem todkranken Greise durch, daß er nur die einfache Einsegnung und Beisetzung ohne alle weitere kirchliche Feier gestattete und dem Klerus des Pantheons verbot, der Bittformel: *Absolve, Domine, animam famuli tui Victorii Emanuелиs regis ein Italiae oder nostri* hinzuzufügen.

Der Leichenzug, der sich in den Morgenstunden des 17. Januar aus dem Thore des Quirinals in weitem Bogen auf einem drei italienische Meilen langen Wege nach dem Pantheon bewegte, war vielleicht die großartigste Schaustellung dieser Art, welche die Welt gesehen hat. Außer dem Militär, den höchsten Staatsbehörden und Hofchargen, den fremden Diplomaten, den zur Feier hergekommenen Prinzen und Abgesandten der Höfe befanden sich dabei die 2700 Deputationen sämmtlicher Städte der Halbinsel. Nur der Stand, der bei solcher Feier sonst die erste Rolle spielt, war einzig durch acht Priester von der Pfarrkirche des Quirinals in schmutzigen Gewändern vertreten. Daß man diese wenigen Priester überhaupt herbeigezogen, war eine Tactlosigkeit der bigotten

Verwandten des Königs. Der Papst soll nachher sein Bedauern ausgesprochen haben, daß er nicht mehr habe thun können. Er hatte allerdings gezeigt, daß er der ganzen Nation gegenüber die Rechte der Kirche aufrechterhalten konnte; aber die Nation bewies ihm durch die imposanteste Demonstration, deren sie fähig war, daß sie die neue Rechtsordnung ihm zum Troste anerkenne, und daß sein Fluch über den Verstorbenen und dessen Werk zu windverwehten Worten geworden war. Schon am 15. Januar wiesen die Listen der Polizei eine Zahl von 114.000 angemeldeten Fremden auf; schon in der Nacht vor dem 17. sammelten sich die Volksmassen auf dem ganzen Wege, den der Leichenzug nehmen mußte; in ehrfurchtsvollem Schweigen harrten hier dichtgedrängt über 200.000 Menschen wohl 7 Stunden lang, bis der Zug vorüber war. Es bedurfte keiner Polizei; nicht die leiseste Störung fiel vor. Das war mehr als bloße Neugier, als Liebe zum Schaugepränge, das war der grandiose Ausdruck der Anerkennung Victor Emanuels und seines Werkes. Ganz Italien hatte sich versammelt, zum letzten Male den Herrscher zu feiern, „dessen Name mehr als ein bloßer Königsname, ein historisches Symbol, eine Nationalfahne war“. „Du hast,“ rief ein begeisterter Italiener aus, „viele Lehren in deinem Leben gegeben, o großer König; aber die größte von allen ist die, welche bei deinem Tode in ihrer ganzen Bedeutung erschien, daß die größte Macht, das größte Glück eines Monarchen die Liebe seines Volkes ist.“ —

Versuchen wir noch zum Schluß, in raschen Zügen ein Bild der äußern Erscheinung des Königs, seiner Lebensweise und seiner geistigen Eigenthümlichkeit zu entwerfen.

Allbekannt sind die Gesichtszüge des Königs, wie sie die italienischen Münzen charakteristisch genug zeigen. Nichts erinnert in ihnen wie in seiner Natur an das griechische Schönheitsideal; man könnte seine Bildsäule zur Contrastwirkung neben die des Apoll von Belvedere stellen. Der untersezte Körperbau mit nicht allzu proportionirten Gliedern, der kurze Hals, die aufgestülpte Nase mit weitgeöffneten Nüstern, das stark hervortretende, auf eine kräftige Sinnlichkeit deutende Untergesicht, das auf den ersten Anblick fast an die äthiopische Rasse erinnert, halten jeden Gedanken an classische Schönheit fern. Aber die hohe edle Stirn, das ausdrucksvolle Auge, das bald im Glanze natürlicher Majestät, bald theilnehmender Güte leuchtete, die imponirende, zugleich leichte und kräftige Haltung, der elastische Gang endlich versöhnten mit jener Unregelmäßigkeit der Züge, so daß Viele, die oft mit ihm verkehrten, den König trotz allem schön finden wollten.

Von kräftiger Gesundheit und früh abgehärtet, scheute Victor Emanuel keinerlei körperliche Anstrengung; ja er liebte es, sie aufzusuchen, während er seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachging, sei es in den dichtverschlungenen

Buschwäldern und dem Geröhrig der toscanischen Maremmen, wo er den Eber, den Damhirsch und das zahlreiche Sumpfgewögel verfolgte, oder in den wilden Fels- und Eiswüsten am Südfuße des Monte Rosa, wo er der Gemse und dem seltenen Steinbock nachspürte. Unermüdtlich, allen Gefahren trotzend, klomm er dem Wilde an Stellen nach, wohin ihm die Seinen kaum zu folgen vermochten. Unempfindlich gegen Hitze und Kälte, wechselte er die Kleidung nie nach der Jahreszeit und lebte im Winter meist in ungeheizten Räumen. Nur wenn er sich unwohl fühlte, ließ er sich Mantel oder Paletot reichen. Seine Garderobe war äußerst einfach, ihr Hauptbestandtheil die grobe Soppe des Jägers. Die Uniform trug er in Friedenszeiten nur mit Widerwillen. Feierliche Toilette zu machen nannte er wie alle Arten von Repräsentation *lo noje del mestiere*, die langweilige Seite des Handwerks. Es war charakteristisch, daß er sich nie das Maß zu seinen Kleidungsstücken nehmen ließ. Als man ihn vor seiner Reise nach Berlin versicherte, am dortigen Hofe halte man viel auf ein elegantes Neußere, er müsse da durchaus eine „angemessene“ Uniform tragen, erwiderte er: „So bittet Baron C., der meine Statur hat, daß er sie sich für mich anmessen lasse.“ Er war der entschiedenste Feind jener steifen Hofetiquette nach spanischem Muster, die noch an seines Vaters Hofe herrschte. „Natürlichkeit und freimüthige Offenheit, die Abwesenheit aller steifen Förmlichkeit,“ sagt d’Azeglio, „bilden die Grundlage seines Wesens.“ Die regelmäßigen Hoffestlichkeiten beschränkten sich auf vier Diners zu 30 Personen jährlich; von Bällen und dergleichen war keine Rede.

Der Tag war streng bei ihm eingetheilt. Der König schlief nur 4—5 Stunden und stand Sommer und Winter um 4 Uhr auf. Auf einen Spaziergang oder eine kleine Jagdexursion folgten schon zu früher Stunde Privataudienzen, dann die Arbeiten mit den Ministern und dem Militärcabinet. Nach einer ein- bis zweistündigen Ruhepause durchmusterte er dann die eingegangenen Briefe, Bittschriften und Auszüge aus den Zeitungen. Gegen Abend machte er eine Spazierfahrt; bei der Rückkehr empfing er die Vertrauten, und zwar stets nur einzeln. Bei guter Laune war er sehr gesprächig und hatte Interesse für die Neuigkeiten des Tages. Er las gern und viel, vor allem Bücher, die von der Jagd, von Pferden und Hunden handelten, sowie Reiseberichte. Ins Theater ging er oft, aber erst zur Stunde des Ballets. Von der Musik war er kein großer Verehrer; überhaupt lagen ihm Kunstgenüsse fern, während er einen aufgeschlossenen Sinn für die Schönheiten der Natur hatte. Erst spät abends hielt er seine einfache Hauptmahlzeit, nicht selten die einzige des Tages.

Ebenso einfach wie seine Kleidung und Lebensart war seine Sprache und Ausdrucksweise. Am liebsten unterhielt er sich in dem häßlich klingenden Dialect seiner Heimatprovinz; doch sprach er auch das classische Italienisch mit Eleganz

und, wenn es sein mußte, ein geläufiges Französisch. Seine Ausdrücke waren oft von einer Derbheit, wie wir sie in den höchsten Ständen nicht zu hören gewohnt sind. Er liebte es, mit Personen aller Klassen in ihrer eignen Sprachweise zu verkehren und entzückte die Leute aus dem Volke durch sein Eingehen auf ihre Anschauungen, Ideen und Interessen. Dabei hatte er einen trefflichen Mutterwitz und verschmähte bei aller Gutmüthigkeit unter Umständen auch nicht die beißende Satire. Als bei seinem Besuche der Kathedrale von Bologna der Erzbischof nicht erschienen war und sich später deshalb entschuldigen wollte, erwiederte der König: „Sie haben Recht gethan, denn ich war nicht gekommen, um die Priester, sondern um Gott zu besuchen.“ Einst hatte er einem Komiker des Theaters San Carlino in Neapel einen Orden verliehen. Als ihm die Hofleute darüber lebhaftere Vorwürfe machten, antwortete er in ironischem Tone: „Es giebt ja so viele Narren, die nur um der Verdienste Jesu Christi willen decorirt sind, warum soll da nicht auch ein Polichinell unter ihnen figuriren?“

So anspruchslos und einfach der König in Bezug auf seine Person war, so verschwenderisch war er Andern gegenüber. Er vermochte keine Bitte abzuschlagen; seine Freigebigkeit gegen seine Günstlinge beiderlei Geschlechts wie gegen die Armen und Bedürftigen kannte keine Grenze. Am meisten kosteten ihn die Frauen. Victor Emanuel hat viel geliebt; hier war sein schwacher Punkt; dem stark ausgeprägten sinnlichen Zuge seines Wesens ließ er gern die Zügel schießen. Er verkehrte viel mit Tänzerinnen und Choristinnen, wurde aber selbst noch mehr von den Frauen verfolgt, als er ihnen nachstellte. Dauernd geliebt bis an seinen Tod hat er nur eine, die vielgenannte schöne Rosina, die er aus einem Marktenderzette geholt und zur Gräfin Mirafiore erhoben hatte, und mit der er sich nach dem Tode seiner legitimen Gattin kirchlich, aber nicht civiliter trauen ließ. Die ehrgeizige Frau strebte eifrigst nach dem Titel einer Königin und einem Einfluß auf die Regierung, aber Victor Emanuel weigerte standhaft das eine wie das andere. Desto verschwenderischer überschüttete er sie, ihre Kinder und Angehörigen mit Geld und Gut und machte sich ihret halben zum armen Manne. Zwischen der morganatischen und der legitimen Familie bestand eine naturgemäße Abneigung, welche zumal die stolze und hochgebildete Kronprinzessin Margherita, der Liebling des Volkes, die bei den fremden Besuchen mit ebensoviel Tact wie Lebenswürdigkeit die Honneurs des Hofes machte, sich zu verhehlen keine Mühe gab. Dennoch war Victor Emanuel, wie seiner ersten Gemahlin ein zärtlicher Gatte, so auch ihren Kindern ein treuer, liebevoller, um ihr Wohl und ihre Erziehung eifrig besorgter Vater.

Streng religiös erzogen, blieb der König Zeit seines Lebens ein frommer Katholik. Keinen Festtag versäumte er die Messe; auf seinen Jagden im Gebirge ließ er im Freien einen Altar errichten und den nächsten Priester herbei-

holen. Kein Schwur oder Fluch kam je über seine Lippen. Auch von Aberglauben war er nicht frei; er trug eine Halskette von Heiligen und Madonnen, vor der er großen Respect hatte. Bei bedenklichen Gesprächen pflegte er das große Muttergottes-Bild seines Zimmers mit dem Gesichte gegen die Wand zu kehren. Bei dieser Gemüthsrichtung und seiner persönlichen Verehrung für den Papst konnten schwere innere Conflicte nicht ausbleiben. Aber es siegte ebensich stets das Bewußtsein seiner Monarchenpflicht über die Bedenken des Privatmannes, und er bekämpfte das Papstkönigthum, dessen Verderblichkeit für Italien er klar erkannte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen, ohne den Frauen, Reichtvätern und dem heiligen Vater selbst den geringsten Einfluß auf seine Entschlüsse zu gestatten.

„Voller Geradheit, Muth und unbestechlicher Redlichkeit,“ so schildert ihn uns der berühmte Dichter Manzoni, „sucht er Ruhm und Glück nicht für sich, sondern nur für das Vaterland. In Einfachheit stets sich gleich bleibend, ohne sich darum zu bemühen, groß zu scheinen, ist er natürlich, weil er wahr ist.“ Von unerschütterlicher Consequenz und Energie, zäh und ausdauernd in seinen Entschlüssen wie in seinen Gesinnungen, blieb der König stets sich selbst wie Anderen treu. Das hat ihm jenen anscheinend so bescheidenen und doch so herrlichen und vielsagenden Beinamen verschafft, mit dem ihn sein Volk bezeichnet hat, und den ihm die Geschichte bewahren wird: *Il re galantuomo*, der König Ehrenmann. Seinen Ministern trat er stets offen und ehrlich gegenüber; nie hat er — eine auch in constitutionellen Staaten nicht häufige Erscheinung — fremden Einfluß auf die Regierung des Staates neben dem ihrigen, nie eine *Camarilla* geduldet. Nie hat er das gegebene Wort gebrochen; den Freunden — denn er besaß derselben in der vollsten Bedeutung des Wortes wie selten ein Monarch unter seinen Unterthanen — stand sein Herz wie seine Hand stets offen. Voll begeisterter Vaterlandsliebe, hatte er volles und unerschütterliches Vertrauen auf den Sieg der italienischen Sache; aber er hatte auch Glauben an die Freiheit und ein hochherziges Vertrauen zu seinem Volke. Er verstand es — eine seltene Eigenschaft bei Königen —, auch fremde Meinungen neben der eignen gelten zu lassen und zu achten; er besaß eine politische Klugheit, die es ihm möglich machte, alle Elemente zu benutzen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ohne ihnen den Weg dahin ängstlich abzustecken und vorzuschreiben; er hatte jenen sichern und klaren Blick, der die rechten Werkzeuge rasch zu finden, die Menschen an ihren Platz zu stellen weiß, und endlich jene geniale Sorglosigkeit gegenüber allen kleineren Schwierigkeiten und Hindernissen, welche so unendlich viel zum Erfolge beiträgt.

Daß der König an den Berathungen seiner Minister persönlich thätigen Antheil nahm, beweist schon das oben angeführte Wort von Cavour. „Er zeigt,“

sagt ein anderer seiner Minister (Cibrario), „bei der Discussion der Staatsangelegenheiten eine Feinheit, einen Scharfsinn, welche diejenigen, die ihn nur als einen tapfern, gutmüthigen und populären Monarchen kennen, in das höchste Staunen versetzen. Ich kann Ihnen versichern, daß Victor Emanuel eine außerordentliche Regentenweisheit besitzt, verbunden mit einem unfehlbaren Scharfblick und dem feinsten Tacte, und daß der beste Theil der Thronreden wie der diplomatischen Actenstücke meist seiner Initiative zu verdanken ist.“ Dabei verstand er es, trotz aller Geringschätzung äußeren Ceremoniells und höfischer Sitte, erforderlichen Falls mit dem edeln und gebietenden Anstande angeborner Majestät aufzutreten.

Kein Wunder, daß der Name Victor Emanuel, der so eng und unauslösllich mit den großen Ereignissen der neuesten Geschichte Italiens verknüpft war, zum nationalen Banner, zum Feldgeschrei aller Parteien wurde, und daß die Nation in dem verehrten Könige die Verkörperung des nationalen Gedankens, das Fleisch und Blut gewordene Ideal ihrer politischen Hoffnungen erblickte. Es ist ihm in dem kurzen Zeitraume von 20 Jahren gelungen, den alten Traum der italienischen Patrioten zu verwirklichen, das einheitliche Nationalreich Italien nicht nur zu schaffen, sondern es auch so zu festigen, daß ihm nach menschlichem Ermessen eine lange Dauer beschieden ist. War er dabei vom Glücke begünstigt wie selten ein Fürst, hat ihm der Himmel die trefflichsten Helfer zu seinem großen Werke gesandt, so hat er diese Gunst des Schicksals auch ausgezeichnet zu benutzen verstanden. Und war er nicht in jedem Sinne des Wortes ein großer Mann, waren seine Neigungen nicht alle edelster Art, sein Privatleben nicht tadellos, so dürfen wir doch mit dem Dichter von ihm sagen, daß er „jeder Zoll ein König“ war.

---

## Aus Louis Schneiders Memoiren.

### 2. Schneider über A. v. Humboldt.

Auf den ersten Band der Schneiderschen Memoiren, den wir in Nr. 48 des vorigen Jahrgangs d. Bl. anzeigten, ist rasch der zweite gefolgt, welcher ebenfalls eine gute Anzahl von Erinnerungen enthält, die allgemeines Interesse beanspruchen, bei welchem aber noch mehr wie bei jenem die Schwächen dieser Aufzeichnungen, breite Redseligkeit und Weitsehweifigkeit, hervortreten, und in